

stellen. Sie sollten bei einer solchen Gelegenheit einmal mit ihnen sprechen.

*HK:* Und die Zusammenarbeit zwischen autochthonen und gemischten Kongregationen ...

*Malula:* ... Probleme wird es immer geben.

*HK:* Man spricht in Afrika insgesamt und speziell hier in Zaire von einer „Explosion“ geistlicher Berufungen. Wie sehen Sie diese Entwicklung? Sind viele Berufungen nicht auch darauf zurückzuführen, daß in der gegenwärtigen Situation die Kirche Sicherheit und – in Grenzen – auch soziales Prestige gewährt?

*Malula:* Ich glaube, wir dürfen auch das nicht rein weltlich sehen, sondern als Vorgang der Gnade. In Europa gibt es nur noch sehr wenig Priesternachwuchs. Wenn es bei uns mehr Berufungen gibt, dann sehe ich darin ein Werk des Heiligen Geistes, für das wir dankbar sind. Natürlich gibt es das auch, daß jemand, der Priester werden will, eine soziale Besserstellung sucht. Wir sind uns dieses Problems bewußt. Aber man kann nicht allgemein sagen, daß die jungen Leute, die in unsere Seminare und Klöster kommen, sozusagen nur die leichte Lösung suchen. Und wir kämpfen gegen diese Mentalität an.

*HK:* Eine Frage an den Erzbischof von Kinshasa wie an den SECAM-Vorsitzenden. Die Kirche ist in vielen Ländern Afrikas stark engagiert im Schulwesen. Spricht man mit Afrikanern, dann wird von vielen beklagt, daß der Einfluß auf die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Eliten gering bleibt. Und daß das in den jungen Staaten Afrikas – wir sprechen von den jungen Kirchen Afrikas, die afrikanischen Staaten sind noch viel jünger – ein gro-

ßer Schaden ist, der jetzt bereits sehr spürbar wird. Wie sehen Sie dieses Problem?

*Malula:* Die Schule ist in diesem Zusammenhang nur ein Faktor. Unsere Kirche verfolgt das Problem sehr aufmerksam, sie muß ja ihrem Weltauftrag gerecht werden, und Kirche sind nicht nur Priester und Ordensleute, sondern Kirche sind nicht weniger die Laien. Alle Christen haben eine große Verantwortung für die gesellschaftliche Entwicklung. Das Apostolat unter den Intellektuellen betrachten wir deshalb als eine ganz wichtige Aufgabe. Wir tun und taten viel in dieser Richtung. Ich war selbst darin stark engagiert, viel bereits vor der Unabhängigkeit. Unsere Zirkel für Intellektuelle sind ein Beispiel. Die hier in Kinshasa regelmäßig stattfindenden Wochen für katholische Intellektuelle ein weiteres. Aber bis die Arbeit Früchte trägt, braucht es Zeit.

### „Ein afrikanisches Konzil? Ich hoffe es“

*HK:* Eine letzte Frage an den SECAM-Präsidenten: Kommt ein afrikanisches Konzil?

*Malula:* Sie wissen, daß die Idee ursprünglich von der Gruppe „Présence Africaine“ um Alioune Diop ausging, also von Laien. Die ökumenische Vereinigung afrikanischer Theologen (AOTA) griff die Idee auf. SECAM hat darüber mehrmals beraten. Es wird einige Zeit brauchen, bis es soweit ist. Persönlich möchte ich sagen: Es sprechen viele Gründe für ein solches Konzil. Es wäre sehr wichtig, daß wir uns auf kontinentaler Ebene über die großen Probleme Afrikas austauschen. Ob es dazu kommt? Ich hoffe es.

## „Das Wachstum ist auch bei uns begrenzt“

### Fragen an den Erzbischof von Abidjan, Bernard Kardinal Yago

*Bernard Yago, Jahrgang 1916, stammt aus einem Dorf im Süden seines Landes, hat in seinem Land Philosophie, Theologie und am Institut Catholique in Paris Sozialwissenschaften studiert, ist seit 1960 Erzbischof von Abidjan und seit 1983 Kardinal.*

*HK:* Herr Kardinal, wenn man bei uns über Afrika bzw. über die Kirche in Afrika spricht, entsteht der Eindruck, diese sei in voller Blüte und habe eigentlich wenn Probleme, dann nur Wachstumsprobleme. Die Wirklichkeit ist sicher um einiges komplexer. Wie sehen Sie sie im Blick auf Ihr Land hier und im Blick auf Schwarzafrika insgesamt?

*Yago:* Ich kann für mich nicht in Anspruch nehmen, für Afrika zu sprechen, auch nicht für Schwarzafrika, denn der Kontinent ist weit, und unsere Kommunikationsmöglichkeiten sind begrenzt. Oft ist es einfacher, sich über ein

europäisches Land als über ein anderes afrikanisches zu informieren. Wir kennen uns deshalb gegenseitig wenig. Hier in Westafrika ist es insoweit etwas besser, als es die regionale Bischofskonferenz der französischsprachigen Länder gibt, in der wir uns wenigstens einmal im Jahr treffen. Sie sprechen von Wachstumsproblemen: Man müßte genauer bestimmen, was darunter zu verstehen ist ...

*HK:* Es wird gesagt, die Kirche in Afrika befinde sich in voller Entwicklung. Man verweist auf die große Zahl von Erwachsenentaufen und auch noch auf die steigende Zahl geistlicher Berufungen. Wenn man die Kirche Afrikas mit den alten Kirchen Europas vergleiche, dann erscheine erstere gegenüber letzteren nicht nur als junge Kirche, sondern als Kirche voller Hoffnung.

*Yago:* Es ist richtig, unsere Situation hier ist recht verschieden von der in Europa. Dort sieht das Christentum

ein wenig übersättigt aus. Atheismus, Agnostizismus und religiöse Gleichgültigkeit werden zu bestimmenden Phänomenen. Es gibt nicht sehr viele Kinder- und sehr wenige Erwachsenentaufen. Wir indessen wachsen noch, es gibt in größerer Zahl Konversionen. Aber das Wachstum ist auch bei uns sehr unterschiedlich, selbst innerhalb der Elfenbeinküste. Z. B. hier im Süden, zu dem meine Diözese, das Erzbistum Abidjan, gehört, gibt es recht wenig Erwachsenentaufen.

### „Man muß den Wandel akzeptieren“

*HK:* Hängt dies in erster Linie mit der Metropole Abidjan zusammen?

*Yago:* Nicht nur, auch in den Dörfern rings um Abidjan gibt es wenig Erwachsenentaufen. In Abidjan selbst gibt es sogar mehr wegen der vielen Ausländer. Mehr als die Hälfte der Erwachsenen, die hier getauft werden, kommen aus Burkina Faso. Die Einheimischen haben ihre Wahl meist schon getroffen: Sie sind Katholiken oder Protestanten oder Harristen, Anhänger der größten hier verbreiteten Sekte, deren Gründer aus dem Protestantismus Nigerias kam. Für den Priesternachwuchs gilt ähnliches. Der Einfluß der Großstadt begünstigt geistliche Berufungen nicht. Es gibt Länder Afrikas mit einem sehr zahlreichen Priesternachwuchs. Aber in Städten wie Abidjan verlangsamt sich das bereits deutlich. Unsere Priesterkandidaten kommen überwiegend vom Lande. Die Priester in der Stadt bemühen sich nicht weniger um Nachwuchs als der Klerus auf dem Lande, aber sie haben viel weniger Erfolg.

*HK:* Fast alle Länder Afrikas, das ist der beherrschende Eindruck, wenn man von außen kommt, unterliegen gegenwärtig einem abrupten gesellschaftlichen Wandel. In der Regel sind gerade die einfachen Leute im Wechsel zwischen Stadt und Land, zwischen Arbeit und Familie am meisten davon betroffen. In einer solchen Situation ist es nicht leicht, seine Identität als Mensch zu bewahren und die als Christ zu finden. Wie bewältigt der Afrikaner diese Situation?

*Yago:* Der soziale Wandel trifft in der Tat die einfachen Leute am meisten. Aber man darf ihn nicht leugnen, sondern muß sich den neuen Lebensformen stellen und, soweit nötig, auch anpassen. Man muß den Wandel akzeptieren und, soweit möglich, zu steuern versuchen. Das geht natürlich nicht von einem Tag auf den anderen. Man soll aber die Gefahr des Identitätsverlustes auch nicht übertreiben. Der Mensch ist der, der er ist. Ich bin Afrikaner, ich habe mich zu entscheiden: entweder passe ich mich an, oder ich leiste Widerstand. Aber Widerstehen ist schwierig. Man ist nicht allein.

*HK:* Auch wenn die Schwierigkeiten nicht größer gemacht werden sollen, als sie sind: ist der rapide sozial-kulturelle Wandel nicht auch das Hauptproblem der Kirche, selbst als religiöser Wandel mit allen Einflüssen, die dabei wirksam werden?

*Yago:* Gewiß, es gibt Übergangsschwierigkeiten. Es gibt z. B. das Problem Polygamie. In Europa spricht man nicht von Polygamie, hat aber im Grunde ähnliche Probleme. Den jeweils möglichen und moralisch richtigen Weg zu gehen, ist nicht einfach, aber normal. Jeder Christ hat Schwierigkeiten, wenn er das Evangelium wirklich zu leben versucht. Ich gebe aber zu, daß der Afrikaner gegenwärtig besonders herausgefordert ist.

*HK:* Die Kirche ist auch selbst auf dem Weg, ihre Identität in Afrika neu zu finden. Die Formel heißt: authentisch afrikanisch und authentisch christlich. Aber was heißt das auf dem Hintergrund afrikanischer, in raschem Wandel begriffener Wirklichkeit?

*Yago:* Authentisch christlich, authentisch afrikanisch: das drückt schlicht eine Notwendigkeit aus. Wir dürfen uns nicht leichtfertig, sondern müssen uns in Übereinstimmung mit unserem eigenen Selbstverständnis und Lebensstil den anderen anpassen; das verstehe ich unter authentisch afrikanisch ...

### „Wir bestehen darauf, unsere Religion über die eigene Kultur zu vermitteln“

*HK:* Aber die Kirche muß sich tiefer in das Leben Afrikas hineinbegeben, sie muß zugleich den gesellschaftlichen Wandel berücksichtigen bzw. in ihm zu wirken suchen und in allem doch sie selber bleiben bzw. sein; das ist keine leichte Sache.

*Yago:* Das ist im Grunde eine kulturelle Frage. Wir sind nicht mehr der Meinung, die europäische Kultur sei einfach überlegen. Wir bestehen darauf, unsere Religion über die eigene Kultur zu vermitteln. Als wir christianisiert wurden, mußten wir französisch oder deutsch beten. Aber irgendwann sind wir uns bewußt geworden, daß man zu Gott als Vater Jesu Christi sehr wohl auch in der eigenen Sprache sprechen kann. Man hat so auch in der Kirche begonnen, die eigenen kulturellen Quellen aufzuwerten. So kann ich mich auch als Priester oder Bischof in meiner Art und meiner Sprache ausdrücken, und die Leute verstehen das besser als die Logik früherer französischer Schulbücher. Aber es geht dabei um Kultur, nicht um Doktrin.

*HK:* Aber authentisch afrikanisch heißt wohl auch: eigenständig in den inneren Strukturen und auch im Personal. Nun gibt es zwar in Schwarzafrika nur noch wenige nicht-afrikanische Bischöfe, aber die alten Missionsstrukturen sind noch sehr stark. Sind die Kirchen Afrikas bereits genügend eigenständig, oder ist man etwa über die Basisgemeinschaften erst am Anfang eines wirklich eigenständigen Weges?

*Yago:* Wir stehen in der Tat erst an einem Anfang. Und ich bin auch nicht der Meinung, daß es gut wäre, die traditionellen Strukturen zu entleeren. Zudem sind die kleinen Gemeinschaften nichts spezifisch Afrikanisches. Große Pfarreien, wo die Leute sich gegenseitig nicht kennen, gibt es überall. Man kommt in den Gottesdienst und geht

dann wieder, ist in der großen Masse allein. Die kleinen (Basis-)Gemeinschaften sind entstanden aus dem Bedürfnis, gemeinsam zu beten und nachzudenken. Sie sind eine gute Sache, jedenfalls wenn sie als lebendige Zellen innerhalb der Pfarrei verbleiben, wie die Pfarreien innerhalb der Diözese verbleiben. Man sollte aber keine Angst haben, die alten Strukturen zu bewahren, wenn man sie mit neuen Elementen – die kleinen Gemeinschaften sind ein solches Element – anreichern kann.

### „Die afrikanische Familie erleidet einen fürchterlichen Schock“

*HK:* Aber dieser Prozeß verläuft vermutlich nicht so harmonisch, wie er auf den ersten Blick vielleicht erscheint. Wenn ich es richtig sehe, gibt es da und dort durchaus heftige Spannungen zwischen importierten Kirchenstrukturen und den Versuchen, kirchliches Gesellschaftsleben eigenständig aufzubauen. Man bemüht sich auch um eine eigenständige afrikanische Theologie, aber auch da steht man wohl erst am Beginn.

*Yago:* Daran ist nichts Ungewöhnliches. Es geht ja nicht um Dinge, die man mit einem Wort ändern kann oder einem Federstrich. Eine eigenständige afrikanische Theologie entsteht nicht von heute auf morgen. Sie kann nicht erzwungen werden. Eine solche Theologie kann nur das Ergebnis einer längeren Entwicklung sein. Das kann in Jahrzehnten gelingen, kann aber auch Jahrhunderte dauern. Und was heute als richtig erscheint, ist dann längst wieder überholt. Gegenwärtig drücken wir unsere Theologie noch in der Sprache, in der Logik und nach der Philosophie aus, die man uns beigebracht hat. Aber im Grunde unseres Denkens bleibt etwas Afrikanisches. Aber wenn es eine ganz aus Afrika kommende Theologie geben wird, gibt es vielleicht den heutigen Afrikaner nicht mehr. Die Art zu sprechen und zu denken wird sich verändert haben. Die Theologie wird sich dann in der Sprache an die Afrikaner wenden, die zu der Zeit gesprochen und verstanden wird, und nicht in der von heute. Die Verhältnisse ändern sich, gerade deswegen braucht man nichts überstürzen.

*HK:* Ein starkes Element in fast ganz Schwarzafrika sind die Sekten. Man sagt, sie würden der Gefühlslage afrikanischer Menschen, ihrer Denk- und Lebensweise besser entsprechen. Sind die großen Kirchen in ihren Strukturen, in ihrem Gottesdienst, in ihrer Sprache zu rational, für viele Afrikaner zu lebensfremd?

*Yago:* Ich glaube, wir müssen zunächst sehen, daß die Sekten kein spezielles Problem Afrikas sind. In Amerika sind die Sekten noch stärker. Auch von den Sekten hier kommen manche aus Amerika oder Asien. Warum die Sekten sich ausbreiten? Das hat auch mit kircheninternen Entwicklungen zu tun. Man hat im Namen des Konzils alles ein wenig unterdrückt, was mit Gefühl zu tun hat. Aber Menschen leben nicht allein von der Vernunft, sondern aus dem Herzen. Auch Gefühle müssen zum Ausdruck kommen. Es gibt aber noch einen anderen: eine

Sekte ist immer eine kleine Gemeinschaft, in der sich unter den Mitgliedern leichter Solidarität ausbilden und üben läßt als in einer größeren Gemeinschaft. Man muß zugeben, daß die Sekten ein besonderes Gespür für Frauen und Kinder entwickeln. Sie machen allerdings auch viele Versprechungen, z. B. zur Behebung von Arbeitslosigkeit, die sie dann nicht halten können. Man benutzt die Leute und nutzt sie aus. Es gibt auch viele Enttäuschungen, aber wer einmal drinnen ist, kann nicht leicht wieder davon wegkommen.

*HK:* Können die Basisgemeinschaften zu einem Gegengewicht werden, weil in ihnen eine Solidarität gepflegt werden kann, die in der Großinstitution Kirche so sonst nicht möglich ist, und sie zugleich zu einer Form religiöser Gemeinschaft werden, die das Esoterische der Sekten vermeidet?

*Yago:* Die Basisgemeinschaften können ein solches Gegengewicht sein. Aber ihr Sinn ist das nicht. Sie sollen in erster Linie dazu beitragen, daß christliches Leben sich in den verschiedenen Milieus entwickelt, zu denen die Kirche schon ein wenig den Kontakt verloren hat. Christen sollen ihren Glauben in überschaubaren lebendigen Gemeinschaften leben können.

*HK:* Die vom gesellschaftlich-kulturellen Wandel am meisten und am direktesten betroffene soziale Einheit scheint die Familie zu sein. Wir sind gewohnt, das Leitbild der afrikanischen Familie dem Leben im Busch, im Dorf, in der Ethnie zu entnehmen. Aber die eigentlichen Probleme scheinen wie bei uns auch hier anderswo zu liegen: in der Isolierung, im Bindungsverhalten, in den Gegensätzen zwischen den Generationen ...

*Yago:* Das ist wahr und zugleich ein großes Problem. Die afrikanische Familie erleidet einen fürchterlichen Schock. Doch bleibt der Afrikaner familienbezogen. Man hat uns eine Familie ein wenig nach europäischem Vorbild vermittelt: Frau, Kinder. Indessen ist die Familie bei uns viel größer, und es gibt innerhalb der erweiterten Familie (Großfamilie) eine enorme Solidarität. Man ist reich oder arm, aber dann ist die ganze Familie arm oder reich. Man teilt, und Teilen, meine ich, ist eine christliche Tugend. Diese Tugend hat man bei uns in der Familienpastoral in den letzten Jahren wieder mehr entdeckt. Das Problem ist auch da vor allem die Stadt. Man verliert sich dort, lebt getrennt, in Scheidung oder wie immer. Die traditionellen Solidarstrukturen zerbrechen. Nicht selten existiert die Familie praktisch so gar nicht.

### „In Afrika wird die Freiheit nicht genügend geachtet“

*HK:* Was kann die Kirche da tun, wie diesen Notsituationen begegnen?

*Yago:* Man muß die afrikanischen Werte authentisch leben und die stärker erhalten, die authentisch christlich sind, und die „reinigen“, die es nicht sind. In diesem Um-

formungsprozeß sind viele, auch außerfamiliale Werte mit impliziert. Die Kernfrage ist: Wie soll eine heutige Familie verfaßt sein? Was muß aufgegeben werden? Die Familie, wie man sie uns vermitteln wollte, Mann und Frau, jeweils individuell unabhängig und frei zu tun, was ein jeder will, dieses Modell hat keine Zukunft.

*HK:* Gelegentlich kann man, vor allem unter Afrikanern selbst, hören, die Kirche tue zuwenig für die soziale Bewußtseinsbildung, vernachlässige die Sozial- und Wirtschaftsmoral und sei wenig erfolgreich in der Schärfung des sozialen Gewissens. Dies ist angesichts des Übergangs des traditionellen afrikanischen Lebensmilieus in eine städtische industrielle und pluralistische Gesellschaft sicher ein wichtiges Problem und dürfte auch für die Zukunft des Christentums, seine moralische Glaubwürdigkeit ausschlaggebend sein. Wie sehen Sie es?

*Yago:* Man darf diese Frage nicht zu sehr verallgemeinern. Natürlich genügt es nicht, den Glauben nur persönlich zu leben und die christliche Caritas zu pflegen. Es gilt auch, für die Umwandlung der Gesellschaft zu arbeiten. Wir versuchen schon, die Leute dafür empfänglich zu machen, nur geschieht das in anderen Formen als anderswo. Jedenfalls tun wir auf dem Lande viel, meist ohne großes Aufsehen. Sie müssen aber *ein* Problem besonders sehen: In fast ganz Afrika sind die Regierungen sehr mächtig. Es gibt praktisch keine Pressefreiheit. Wenn Sie aber in der Presse nicht vorkommen, redet niemand von Ihnen. Wenn Sie sich zu laut äußern, werden Sie zum Schweigen gebracht, und niemand hat etwas davon. Also muß man klug sein. Europäer fragen oft, warum macht ihr keine Erklärungen? Bei Ihnen in Deutschland geht das. Es wird sie niemand verhaften oder sonst belästigen oder ihrer Familie zusetzen. In Afrika wird die Freiheit nicht genügend geachtet. Ich gebe aber zu: Wir müssen mehr tun. Aber wir müssen auch darauf achten, das Wenige, das da ist, nicht zu zerstören.

## „Wenn ehrgeizige Leute an die Regierung kommen, ist ihnen jedes Mittel recht“

*HK:* Eine letzte Frage, Eminenz, Sie leben in einem Land mit einer großen muslimischen Minderheit. Es sieht so aus, als ob der Islam auch hier zunähme. Sie haben sich einmal, wenn ich mich recht erinnere, gegen libysche Einflüsse gewandt ...

*Yago:* Sie meinen meine Antwort auf Angriffe Gaddafis ...

*HK:* Ja. Wie sehen Sie gegenwärtig das Verhältnis Islam-Schwarzafrika bzw. Islam-Christentum in Ihrem Land?

*Yago:* Der Islam ist bei uns stärker vertreten als das Christentum. Bisher bedeutete er aber für uns praktisch keine Gefahr. Man lebte zusammen, ohne daß es zu größeren Auseinandersetzungen gekommen wäre. Aber seitdem die arabischen Länder als Wirtschafts- und politischer Faktor wichtiger geworden sind, hat sich die Situation verändert. Man unterscheidet nicht mehr sehr zwischen Politischem und Religiösem. Diese Mentalität bestimmt mehr und mehr das Bewußtsein der Afrikaner, vor allem der Eliten. Die einfache muslimische Bevölkerung lebt frei zusammen mit den Christen. Aber ich fürchte, daß die Elite zu politischen Mitteln greift, die das traditionell gute Zusammenleben zwischen den beiden Gruppen stören könnten.

*HK:* Sie meinen, es gehe mehr um Arabisierung als Islamisierung?

*Yago:* Ja, ich denke, daß man uns tatsächlich ein wenig arabisieren möchte. Wenn ehrgeizige Leute an die Regierung kommen wollen, ist ihnen jedes Mittel recht. Ich vermute, daß man sich morgen zum Regieren des Islam bedienen möchte. Dies macht uns vorsichtig. Wir müssen damit rechnen, daß das, was heute im Sudan oder anderswo geschieht, morgen überall passieren kann, wo die Muslime stärker sind.

## Die Grenze der Ökumene als ihre Chance

### Zur Frage nach der katholisch-reformatorischen Grunddifferenz

*Seit einiger Zeit ist im theologischen Gespräch zwischen den Kirchen wieder die Frage virulent, ob es so etwas wie eine Grunddifferenz zwischen katholischem und reformatorischem Christentum gibt, die auf den bisherigen Wegen des ökumenischen Dialogs nicht zu überwinden ist. Ausgehend von der aktuellen Diskussion, geht der Beitrag von Gerhard Müller der Entwicklung der Fragestellung seit der Reformation nach. Seine These: Es gibt keinen kontradiktorischen Widerspruch zwischen den beiden Konfessionen, wohl aber eine unterschiedliche Zuordnung von Vermittlung und Unmittelbarkeit im Verhältnis des Menschen zu Gott.*

Den entscheidenden Durchbruch im ökumenischen Gespräch brachte die Wiederentdeckung des trinitarischen und christologischen Bekenntnisses als der Basis des christlichen Glaubens. Das Gemeinsame ist nicht nur größer als das Trennende, es ist vor allem identisch mit dem einen Zentrum und Fundament, auf dem alle christlichen Kirchen stehen. Mehrfach konnten darum Bischöfe und Theologen feststellen, „daß die Trennung unserer Kirchen nicht bis in die Wurzel gegangen ist“ (Nachweise bei H. Schütte, Ziel: Kirchengemeinschaft, Paderborn 1985, 61, 67, 69). Diese Einsicht einer Einheit im Prinzip und